

Interview mit Simone Gatti,
Fachfrau für Alterswohnen

«Es geht um das Zwischending zwischen Familie und Alter»

Simone Gatti ist Präsidentin der Genossenschaft Zukunftswohnen 2. Lebenshälfte und gilt als Fachfrau für das Thema Wohnen im Alter. Selbst spricht sie jedoch nicht gerne von Alterswohnen, sondern lieber von «Erwachsenenhäusern». Wichtiger als altersgerechte Einrichtungen sind ihr Strukturen und Dienstleistungen, die Singles und Paaren jeden Alters das Wohnen leichter machen.

Foto: z/Vg.

Wohnen: Können Sie kurz erklären, was die Genossenschaft Zukunftswohnen 2. Lebenshälfte macht?

Simone Gatti: Die Genossenschaft hat zum Ziel, gemeinsam mit den künftigen Bewohnern – also mit angehenden Senioren – Wohnprojekte zu realisieren. Wir gründeten diese Genossenschaft im November 2002, weil damals verschiedene Leute auf mich zukamen, die eine eigene Hausgemeinschaft auf die Beine stellen wollten. Unter dem Dach von Zukunftswohnen können wir an verschiedenen Orten solche kleineren Hausprojekte in die Tat umsetzen.

Weshalb braucht es eine Genossenschaft für die zweite Lebenshälfte?

Im Jahr 2000 machte ich mich als Gerontologin selbständig. Aus der Erfahrung mit der Gründung der Senioren-genossenschaft Segeno heraus spezialisierte ich mich auf das Thema «Wohnen im Alter». Dazu kam noch etwas anderes: In dieser Zeit, zwischen 2000 und 2005, wohnte ich alleine. Ich stellte fest, dass hausgemeinschaftlich leben kein Thema ist, das nur Seniorinnen und Senioren angeht, sondern alle, die alleine oder auch als Paar ohne Kinder leben. Weil wir andere Ansprüche an Nachbarschaften haben als Familien.

Ist das eine Marktlücke? Es gibt Familienwohnungen, es gibt Angebote für ganz alte Menschen. Aber die Gruppe zwischendurch, wird die vernachlässigt?

Ich würde sagen, die Gruppe der Singles wird vernachlässigt. Fünfzig Prozent der Menschen aller Generationen leben heute in den Städten in Einpersonenhaushalten.

Aber darunter sind doch auch sehr viele junge Menschen, Studenten, die wieder ganz andere Bedürfnisse haben.

Wenn ein Single krank ist, dann ist er auch mit 25 froh, wenn Nachbarn «ume» sind. Oder wenn es eine Hauswirtin gibt, die bei längeren Abwesenheiten nach der Wohnung schaut. Der Fokus ist vielleicht anders, aber die Bedürfnisse sind ähnlich: Man will gewisse Dienstleistungen beziehen können. Unabhängig davon, ob man etwas selbst nicht mehr tun kann oder ob man keine Zeit dafür hat. Das, meine ich, ist eine Marktlücke.

Sie meinen, Dienstleistungen rund ums Wohnen?

Ja. Nicht Dienstleistungen, die ich von Anfang an kaufe, sondern solche, die ich dann beziehen kann, wenn ich sie benötige.

Was sind das für Bedürfnisse, die Menschen in der zweiten Lebenshälfte haben?

Sie hätten gern jemanden, der nach der Wohnung sieht, wenn sie weg sind, oder etwas Hilfe im Haushalt – unabhängig vom Alter. Mein Bruder zum Beispiel lässt sich schon seit jeher die Hemden bügeln.

Wie steht es mit der Durchmischung? Welche Altersklassen stellen Sie sich vor?

Seniorinnen und Senioren haben häufig nicht unbedingt Lust, mit Seniorinnen und Senioren zu wohnen. Deshalb sagen wir, wir bieten etwas anderes an, wir zielen die Gruppe von Erwachsenen an, die gerne eine enge Beziehung zur Nachbarschaft hat und nicht unbedingt mit Familien im Haus wohnen möchte. Das Zwischending zwischen Familie und Alter, darum geht es.

Wann soll man anfangen, sich Gedanken über das Wohnen im Alter zu machen?

So wie ich mit 42 gemerkt habe, dass es mich etwas angeht, spürt man irgendwann selber, dass die bisherige Wohnform nicht mehr ganz passt. Es kann sein, dass es anfängt zu «rumpeln», nachdem die Kinder ausgezogen sind. Dann stellt man vielleicht fest, dass das Familienhaus nicht mehr das richtige ist. Und dann sucht man sich ein Haus, wo einem das Wohnen leichter gemacht wird. Das gibt es bis jetzt nicht. ▶



Sie sprechen nicht gerne vom Wohnen im Alter – da denkt man gleich an Altersheim, Pflegeheim . . .

Gut, sprechen wir vom Wohnen im Alter. Achtzig Prozent der Leute über achtzig leben nicht in Institutionen, vierzig Prozent davon leben alleine. Wenn ich alleine wohne, bin ich vielleicht ziemlich isoliert, weil die Familien im Haus ganz andere Interessen haben.

Das Problem ist also eher die Einsamkeit als das Alter an sich?

Wenn man einsam ist und sich alleine fühlt, muss man vielleicht öfter zum Arzt, braucht mehr Spitex und mehr Psychopharmaka. Wenn ich dagegen gute Kontakte habe, wenn sich die Leute ein bisschen kümmern um mich und ich ebenfalls etwas beitragen kann, dann hält das gesund. Das ist der Grund, weshalb es oft schon ab vierzig, fünfundvierzig ein Thema wird. So viele Beziehungen gehen auseinander. Wir können das nicht aufhalten, aber wir können Wohnformen schaffen, wo man es gut hat, auch wenn man alleine wohnt.

Was ist mit Menschen, die schon ein hohes Alter erreicht haben und trotzdem nicht ins Altersheim ziehen wollen?

Es spielt eigentlich keine Rolle, ob man mit sechzig, siebzig oder achtzig dazukommt. Wenn sich Interessenten jedoch in erster Linie den Rundumservice eines Pflegeheimes «sparen» wollen, ist eine Hausgemeinschaft das Falsche. Denn es geht um ein Geben und Nehmen, die Nachbarn ersetzen weder Spitex noch das Pflegeheim.

Abgesehen von den Kontaktmöglichkeiten: Welche Bedürfnisse äussern die Leute, die bei solchen Projekten mitmachen?

Eine zentrale Lage, eine gute Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln, ein schöner Balkon, selbstverständlich ein Lift, so dass man möglichst lange in der Wohnung bleiben kann.

Sind das auch die Anforderungen, die Sie an ein Projekt stellen, zum Beispiel bei der Landsuche?

Ja. Gut ist ausserdem, wenn die Umgebung flach ist, also keine Hanglage. Es sollte so altersgerecht wie möglich sein, aber in erster Linie muss es ansprechend sein.

Was heisst altersgerecht?

Genau das haben wir kürzlich auch diskutiert. Wohnen soll so hindernisfrei und schön wie möglich sein. Ich schaue ein Projekt nicht aus der Optik einer Pflegeinstitution an, sondern mit den Augen einer potenziellen Bewohnerin.

Welche Rolle spielen behindertengerechte Einrichtungen?

Die Devise ist, so hindernisfrei wie möglich bauen und daran denken, dass das Wohnen auch mit einer Gehbehinderung gut möglich sein muss. Nehmen wir als Beispiel die Küche. Bei unserem Projekt in Kloten haben wir das selbstverständlich diskutiert. Die meisten der künftigen Bewohnenden sind den Umgang mit einem tiefliegenden Backofen gewohnt. Ein höher liegender wäre eigentlich praktischer, dafür verliert man dann sechzig Zentimeter Ablagefläche. Zugunsten der Abstellfläche haben sich die Betroffenen deshalb für einen tiefliegenden Backofen entschieden, den man bequem herausziehen kann, ohne dass man sich bücken muss.

Was, wenn die Bewohner später einmal Pflege benötigen?

Unter anderem sind deshalb die gemeinschaftlichen Räume so wichtig. Ein solcher Raum kann später bei Bedarf auch als Wohnbereich einer betreuten Wohngruppe dienen.

Wie steht es mit der Sicherheit?

Wenn ich die Leute frage, was für Sicherheitsansprüche sie haben, dann ist ihnen in der Regel die Nachbarschaft das Wichtigste. Wenn ich mit Betreibern von Altersinstitutionen spreche, höre ich die Kritik, dass keine Notfallknöpfe vorgesehen sind und deshalb keine 24-Stunden-Betreuung möglich sei. Ich gehe davon aus, dass die künftige Seniorenengeneration so vernetzt ist mit PC und Handy, dass man auch neue Dienstleistungen anbieten kann. Wenn ich einen Anruf erwarte, nehme ich das Handy doch auch mit in die Badewanne. Nicht weil ich Angst habe auszurutschen, sondern weil ich keine Lust habe, wegen dem Telefon aus der Wanne zu steigen.

Wie werden diese «Erwachsenenhäuser» finanziert?

Wir streben an, dass die künftigen Bewohnenden 20 Prozent Eigenmittel als Darlehen zur Verfügung stellen. Am liebsten wäre uns eine so hohe Eigenmitteleckung, dass keine zweite Hypothek nötig ist. Die Darlehen werden verzinst und der Zins wird von der Miete abgezogen. Wir möchten diese Gelder genauso verzinsen wie eine Hypothek, so dass später auch ein Betrag durch eine Hypothek ersetzt werden kann, ohne dass sich der Mietzins verändert.

Wie viel sollten die Bewohner im Durchschnitt mitbringen können?

Das Minimum ist eine Jahresmiete. Meist stellen die künftigen Bewohnenden jedoch wesentlich höhere Darlehen zur Verfügung.

Nicht alle Seniorinnen und Senioren haben so viel Kapital.

Wenn jemand zwar die Miete bezahlen kann, aber kein Kapital hat, muss es möglich sein, dass diese Person trotzdem eine Wohnung er-

hält. Es gibt und wird weiterhin Menschen geben, die kein Kapital ersparen konnten. Dies ist ein weiterer Motivator für mein Engagement. Es ist volkswirtschaftlich notwendig, dass die heutigen Erwachsenen neue Wohnformen für ihr eigenes Alter schaffen, damit die Babyboomer-Generation im Alter wieder günstige Genossenschaftswohnungen hat.

Nehmen wir an, es gibt eine Gruppe von Leuten, die im Alter gemeinsam wohnen möchten. Wie sollen sie vorgehen?

Am besten lassen sie sich beraten und wir klären die Wünsche und Erwartungen, die finanziellen und personellen Rahmenbedingungen. Wenn sie sich 1000-Franken-Wohnungen mit 100 Quadratmetern und Seesicht wünschen, jedoch ohne Eigenkapitalleistung, dann muss ich sie leider enttäuschen.

Wenn Sie wünschen könnten: Was bräuchte es von Gemeinden, bestehenden Bauträgern oder Investoren noch?

Gemeinschaftsfördernde Einrichtungen verteuern die Wohnungen. Deshalb ist es sehr hilfreich, wenn Gemeinden sich engagieren und mit einem Beitrag, sei dies mit einem Darlehen oder mit Land zu speziellen Konditionen, solche Vorhaben unterstützen.

Ihre Genossenschaft gibt es nun seit vier Jahren. Wie ist Ihre Bilanz?

Es ist einiges in Bewegung gekommen. Dieses Jahr haben wir viele Anfragen aus ganz verschiedenen Sparten. Initiativgruppen, Gemeinden, Investoren und Einzelpersonen sind auf uns zugekommen.

Zum Schluss noch eine persönliche Frage: Wie könnten Sie sich vorstellen, in Zukunft zu wohnen?

Ich hätte dann gerne 100 Quadratmeter . . .

. . . Seesicht, 1000 Franken . . .

(Lacht.) Das sage ich jetzt extra nicht. Aber einen bequemen Gemeinschaftsraum hätte ich gerne, und einen Wellnessbereich mit Sauna. In diesem Haus sollten ganz viele Menschen wohnen, vielleicht dreissig oder vierzig, aus den verschiedensten Generationen.

Gibt es manchmal Projekte, wo Sie sich sagen, dort würde ich auch gerne wohnen?

Ich stelle mir bei jedem Projekt vor, ob es für mich stimmen würde. Es gibt es schon hie und da, dass ich denke, das wäre jetzt noch etwas. Aber dummerweise habe ich eine Eigentumswohnung, die ich dann zuerst verkaufen müsste. Wenn ich in einer Mietwohnung lebte, würde ich wahrscheinlich rascher umziehen. Und weshalb habe ich eine Eigentumswohnung? Weil ich damals als Einzelperson nicht die passende Wohnung gefunden habe.

INTERVIEW: REBECCA OMOREGIE